

# Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Nr. 1

Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1916



Souppont. Das Innere der zerstörten Kirche.



Bad- und Badeanstalt in St. Gratin.

Baden mit Bedienung. — Ein Bild aus sommerlicher Vergangenheit. Darum aber nicht weniger erfreulich, denn man sieht, wie wohl sich unsere Soldaten in ihrer improvisierten Badeanstalt befunden haben. Bestimmt werden sie sich noch heute mit großem Vergnügen an ihrem famosen „Reinigungsunterstand“ im fernen Feindesland erinnern.



Bau eines Unterstandes für Munition.



General Feodorow,  
der Oberbefehlshaber der 2. bulgarischen Armee.

## Von der Seele des Soldaten im Felde.

Von Leo Heller.

Der Soldat beherrscht die Situation. Bunt ist die Reihe der Menschen, denen sich in Zeiten des Friedens das allgemeine Interesse zuwendet, gibt es aber Krieg, dann kennt alt und jung, groß und klein, hoch und niedrig nur eines, und das ist der Soldat. Millionenheere haben sich gebildet, Millionenarmeen stehen im Felde, um an dem Feind, der Böses im Sinne hatte, Vergeltungsrecht zu üben, aber alle die Millionen und Millionen konzentrieren sich uns in einem Typus: im starken, mutvollen Soldaten, dem unverzagten Schützer des Vaterlands.

Was heute vom Soldaten erzählt wird, weit mehr aber, als der Soldat selbst erzählt, findet sein aufmerksames Publikum. An viele ist der Ruf des Kaisers nicht ergangen. Sie mußten, während der Krieger hinauszog, in ihren Städten und Dörfern bleiben, um die gewohnte Arbeit zu verrichten. Irgendwo donnerten Geschütze, knatterten Maschinengewehre, ging es unter Gesang und Zurufen zum Sturmangriff vor, Trommeln wurden gerührt und Hörner geblasen, Fahnen geschwungen und Handgranaten geschleudert. Das alles haben die im Hinterland in den Zeitungen gelesen, und was nicht in ihnen stand, das suchten die Zurückgebliebenen kraft ihrer Phantasie nachzubilden. Dann kamen die Verwundeten und Urlauber von der Front, und wurden von denen, die kein Pulver zu riechen bekommen hatten, mit tausend Fragen bestürmt: wie es draußen gewesen sei, was sie gefühlt hätten, als sie im Feuer gewesen waren, ob sie an den Tod gedacht hätten und so weiter. Und die am materiellsten Gesinnten fragten wenigstens, ob die Feldflöhe gut funktionierten und ob die Gulaschkanone wirklich so schätzenswerte Eigenschaften habe, wie man von ihr erzähle.

Was man von den Feldgrauen zu hören bekam, enttäuschte einigermaßen, denn der gute Bürger mußte erkennen, daß das, was er in manchen Feldpostbriefen, Geschichten und Gedichten gelesen hatte, zum Tatsächlichen in argem Widerspruch stand. Nun hatte er sich einmal vom Soldaten im Felde ein ideales Bild entworfen und mußte sich, wenn auch schweren Herzens, dazu entschließen, an dem schönen, sauberen Werk seiner Phantasie einige nachdrückliche Korrekturen vorzunehmen. Da hört man jetzt oft den erstaunten Ausruf: „Das ist ja ganz anders, als wir es uns gedacht haben!“ oder „Ja, man muß nur einen fragen, der dabei gewesen ist! Da erfährt man erst das Richtige!“

In der Tat, wenn man von Krieg und Kriegsteilnehmern etwas erfahren will, dann muß man sich nur an die wenden, die mitten drin gewesen sind. Ich gebe ja zu, daß viele unserer Kriegsberichtersteller, unter denen sich sogar einige wirkliche Dichter befinden, das, was sie gesehen und erlebt haben, in möglichst schöner und wahrheitsgemäßer Weise schildern, da sie aber nie zu den „Männern im Feuer“ zählen, so bleiben sie von den gewaltigsten Eindrücken der eigentlichen Schlachten verschont, und was sie von ihnen berichten, formen sie doch nur den Erzählungen jener nach, die in der Feuerlinie gestanden haben.

Um die vielen falschen Vorstellungen, die sich in den Köpfen der Nichtkombattanten festgesetzt haben, zu zerstören, hat der überaus begabte Publizist Doktor Erich Everth, der als Soldat am Kriege teilgenommen hat, im Verlag von Eugen Diederichs in Jena eine Flugchrift herausgegeben, die den Titel „Von der Seele des Soldaten im Felde“ führt. Mit dieser Broschüre ist es ihrem Verfasser gelungen, eines der bemerkenswertesten literarischen Dokumente aus der Kriegszeit zu schaffen. Denn Everths Arbeit birgt nicht nur des Essentiellen in Hülle und

Fülle, sie erfreut auch durch eine schöne Klarheit und Einfachheit, die um so gewinnender anmutet, als sie der Ausdruck vollster Ehrlichkeit und Herzensüberzeugung ist. Everth hat sich, als er den Plan zu seinem Werk gefaßt hatte, vor eine dankbare Aufgabe gestellt gesehen. Und diese Erkenntnis hat ihm dazu verholfen, Urheber einer Schrift zu werden, die Männer der Wissenschaft wie Laien gleicherweise zu fesseln vermag.

Als „die beiden Grundpfeiler aller Kriegspsychologie“ bezeichnet Erich Everth „das stark aktive, tatkräftige und handelnde Wesen und die große Gemeinsamkeit“. Das sind die zwei Faktoren, die in erster Reihe ihren Einfluß auf die Seele des Soldaten geltend machen. Sie sind Bringer und Spender jener Stärke, deren der Krieger bedarf, um unbesorgt für sein seelisches Gleichgewicht die Mühsale des Krieges auf seine Schultern zu laden und sie zu ertragen. „Das stark aktive, tatkräftige und handelnde Wesen!“ „Eine gewisse Selbständigkeit des Handelns,“ schreibt Everth, „auf die schon in der Friedensausbildung stets hingearbeitet wird und die in allen Dienstvorschriften eine so große Rolle spielt, wird dem einzelnen Manne draußen nicht nur in dem Augenblick überlassen, da er, etwa auf Patrouille, eine selbständige Aufgabe erhält, sondern dauernd. Man nimmt von vornherein an, daß er angesichts des Ernstes der Lage tun werde, was man von ihm erwarten muß, und es zeigt sich bald, daß dieses Vertrauen, das Lust und Liebe zur Sache fördert, gerechtfertigt ist. Es geht ja für jeden einzelnen auch um das eigene Leben...“ Aus diesem Freiheitsgefühl heraus, schreibt Doktor Everth sehr richtig, resultiert auch die relative Unbesümmtheit um künftige Erwerbsfragen. Für den Mann im Felde hat sich das ganze Leben völlig anders eingestellt. Wenn er sich auch nach der „gewohnten und lieben heimischen Arbeit“ sehnt, so sind doch viele Fäden des Interesses an ihr zerschnitten, da man nicht weiß, ob man sie jemals wieder aufnimmt. Das tägliche Stehen vor dem Aufhören der Existenz überhaupt... Seine Frucht wird das gesteigerte Maß von „Zivilcourage“ sein, das jeder Kriegsteilnehmer als wertvolles Gut aus dem Krieg mit sich nach Hause bringen wird.

Einer der fesselndsten Abschnitte der Schrift ist den „falschen Idealisierungen“ gewidmet. Everth kehrt sich hier an erster Stelle gegen die Bescheidenheit, die der Unkundige gewillt ist, dem heimkehrenden Krieger zu imputieren. „Bescheiden ist man nicht, wenn man zurückkommt. Wahr ist, daß die Verwundeten nicht gern von ihren Erlebnissen erzählen, aber es ist eine süßliche Schönschönberei, das als Bescheidenheit auszudeuten, denn unter sich sind sie schon mitteilbarer... Wohl wird man in seinem Gefühl dem Leben gegenüber bescheiden, wenn man täglich vor dem Nichts steht, und man wäre, so meint man dann, hinfort zufrieden selbst mit weniger, als man früher vom Leben gehabt. Aber das macht doch nicht bescheiden gegenüber denen, die nicht ihr Leben gewagt haben! Es ist ja der größte Stolz jedes Mannes, der draußen war, daß er diese Probe bestanden hat.“ Mit besonderem Nachdruck wendet sich der Verfasser gegen die vielverbreitete Ansicht, daß sich unsere Soldaten in einem fortwährenden Rausch der Begeisterung befinden. „Die Leute, die so daherreden, als könne ein Heer, das elf Monate lang unter großen Entbehrungen und Anstrengungen im Felde ist, anhaltend begeistert sein, verstehen das Wort ‚Begeisterung‘ nicht. Man meint vielleicht den guten Geist der Truppen, und dann hat man freilich recht. Aber ‚Begeisterung‘ haben viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeisterungsbarben wie die Klauen, überläßt die

Front gern dem Hinterland . . . Daß der überwiegende Teil unserer Truppen schon zu Anfang des Krieges ohne große Geste hinausging, mit gesammelter und ruhiger Kraft, ist oft ausgesprochen worden . . .

Nicht minder überzeugend klingt das, was Evertth über „einen neuen Lebensstil“ zu sagen weiß. „Im Felde“, führt er aus, „herrscht eine Mittellage zwischen Extremen, die wahrlich nichts Mittelmäßiges bedeutet, ja jenes Ausbalancieren erst möglich macht. Diese Gleichgewichtslage verdient näher erklärt zu werden . . . Draußen herrscht ein Gleichmut, nicht im Sinne des Zynismus, natürlich nicht, denn Hunderttausende sind niemals zynisch; vielmehr eine Stetigkeit der Stimmung und eine Unerlöschlichkeit, die wiederum nicht der Empfindungslosigkeit, sondern eben der schwankungsfreien Festigkeit entstammt.“ Hier zieht Evertth einen treffenden Vergleich zwischen den alten Spartanern und unseren Soldaten. „Das Spartanische war sozusagen eine Manier, eine strenge und etwas künstliche Tradition; hier aber tritt plötzlich ganz spontan, aus allerlei Elementen, selbstverständlich auch aus solchen der Tradition gebildet, ein neuer Stil ans Licht, insofern als die Stimmung ganz dem modernen Krieg entspricht und Millionen einheitlich durchzieht und verbindet.“ Dem neuen Stil dienen nach Evertth das nationale Temperament, die gesetzte, reife Stimmung des zum Teil höheren Lebensalters der Truppen, die starke Gesundheit und das herabgesetzte Gefühlsleben im Kriege zur Unterlage. In bezug auf letzteres läßt sich Evertth folgendermaßen vernehmen: „Im allgemeinen schalten die emotionalen Funktionen etwas aus, schon durch den Mangel an gemüthlicher Anregung. Einige wenige Anreize bleiben bestehen, die man von Hause mitgebracht hat und die die Angelpunkte der ganzen reinmenschlichen Existenz darstellen: Frau und Kind, bei Jüngeren Eltern und Geschwister. Um diese kreist nun das Gefühlsleben; aber auch das ermüdet und erschöpft durch die ewige Wiederkehr der starken Vorstellungen. Als Pole also, um die sich das Gemüthsleben bewegt, bleiben Familienvorstellungen auf der einen, Todesgedanken auf der anderen Seite, und sie rufen sich immer wechseltig ins Bewußtsein, wie leicht zu verstehen ist. Beide Vorstellungen sind aber Extreme von Freude und Leid, und das ausschließliche Angewiesensein auf sie und Pendeln zwischen ihnen gibt dem Seelenleben etwas Angespantes; so starke Kontraste führen leicht zu einer Überspannung und schon dadurch im Verein mit der Einförmigkeit der Inhalte zur Abstumpfung. Würde man nicht durch die Anstrengungen, Entbehrungen, körperlichen Bedürfnisse, Gefahren und nervösen Aufregungen, die alle stark genug sind, um die Aufmerksamkeit zu absorbieren, seelisch entlastet, so müßte man durch jene Monotonie äußerster Gefühlsgegensätze überreizt und aufgerieben werden; in Wahrheit ist kaum die Rede davon, und Zusammenbrüche, wie sie gelegentlich vorkommen, haben mehr nervöse Gründe als seelische.“

Auch mit der Ansicht, daß sich bei unseren Soldaten beim Abschied und bei der Ausreise Gefühle besonders sentimentaler Natur sammendrängen, räumt Doktor Evertth auf. „So oft ein Truppenteil zum Kriegsschauplatz abrückt“, beginnt er sein Kapitel „Abschied und Ausreise“, „nehmen die Zurückbleibenden, auch wenn sie keine Angehörigen darunter haben, immer wieder herzlichen Anteil. Dabei wird mancher, der später selbst hinausging, bemerkt haben, daß er andere mit stärkerer Bewegung scheiden sah, als er dann selber bei dem eigenen Ausmarsch empfindet. Das erscheint überraschend, ist aber leicht zu erklären. Wenn man selber mit in der Truppe oder vor der Truppe geht, so wirkt das schon erwähnte tätige Mitmachen ausgleichend. Wer etwas zu tun hat, wer handelt, der besitzt ein Gegengewicht gegen bloße Gefühle, und wer auch nur in der Heimatgaruison zum Bahnhof marschiert, dem stärksten Leben der Tat und dem unbedingt größten Eindruck des Daseins

entgegen, der kann bereits den kräftigenden, belebenden Einfluß des Handelns spüren . . . Im ganzen kann man den Zustand der Scheidenden am besten als eine gewisse Spannung bezeichnen, nicht bloß im Sinne von Neugierde, sondern auch von Aufgeregtheit, über die sich niemand wundern wird; nur Weichmütigkeit oder Nüchternheit, diese Art Gefühlslagen werden von der ganzen militärischen Umwelt nicht begünstigt, wenn sie sich selbst überlassen bleibt und nicht durch anwesende Angehörige der Abreisenden beeinflusst wird.“

Der „Gesundheit“ des deutschen Soldaten, seiner „Freiheit“ im Felde, dem „Wert des Gehorchens“, den „Änderungen im Wirklichkeitsbewußtsein“, den „Wandlungen des Wertbewußtseins“ und den „Religiösen Problemen“ widmet Erich Evertth besondere Abschnitte seiner Schrift. Ich würde den mir zugemessenen Raum weit überschreiten, würde ich, wie ich wohl möchte, auf weitere Einzelheiten der verdienstreichen Arbeit Evertths eingehen. Aber ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle noch ein paar Sätze mitzuteilen, die sich in dem Kapitel „Todesgedanken“ vorfinden. Denn die Aufklärungen, die der Verfasser über dieses Thema gibt, gelten als reife und ernste Antworten auf die Fragen, die sich ja heute auf die Lippen Hunderttausender drängen. Also einige Bruchstücke:

„Wenn man hinausgeht, ist man ein wenig neugierig auf sich selbst, d. h. es interessiert naturgemäß die Frage, wie man sich in der Nachbarschaft des Todes benehmen werde. Nun wird sich jeder die Bereitschaft, sein Leben zu verlieren, auf seine Art zurechtlegen, aber einige Momente scheinen allgemeinere Geltung zu haben. Zunächst ist zu bemerken, daß man sich auch der Möglichkeit des Todes gegenüber gegen die Notwendigkeit, die wie ein Schicksal überwältigend auftritt, gar nicht auflehnt, denn nur, wo es noch eine Wahl gibt, leistet man innerlich Widerstand. Notwendigkeit verleih immer Ruhe, weil andere Möglichkeiten neben ihr überhaupt nicht im Bewußtsein aufkommen können. Sie macht fest und erspart jedes Schwanken, man „ergibt sich drein“.

Und: „Alles Handeln lenkt ab; wer Aufgaben hat, denkt nicht an das Leiden, sondern eben an das Handeln; und draußen bleibt in den gefährlichsten Lagen kaum Zeit, über die Gefahr nachzudenken oder ihr vorzufühlen . . . jeder einzelne Mann braucht seine ganze Aufmerksamkeit, wenn er sich in schwierigen Lagen richtig benehmen will, denn jede falsche Wendung kann seine Aufgabe und sein Leben gefährden. Darum wäre Angst das Allerschädlichste, sie verblendet und verblödet; wer Furcht hätte, würde am sichersten getroffen: er würde allerlei unsachliche Bewegungen machen und nicht genügend auf den Feind und die anderen Umstände aufpassen.“

Endlich: „Mancher von denen, die ohne inneres Schwanken der Möglichkeit der Vernichtung gegenüberstehen, sagt sich vorher, daß er, von seinen nächsten Angehörigen abgesehen, bald — wie bald! — vergessen sein werde. Die meisten sind von keinem größeren Kreis gekannt, und wenn es der Fall ist, was haben sie davon? Ihr Name verweht etwas weniger schnell, der Name der meisten verweht in kürzester Zeit.“

Wenn es mir gelungen ist, in dem Vorausgegangenen den reichen Inhalt der Evertthschen Schrift so zu skizzieren, daß der, der sie noch nicht kennt, einen Eindruck von ihrer Bedeutung und ihrem Wert erhält, dann habe ich meine Pflicht erfüllt. Jedenfalls bedeutet das, was Evertth von der Seele des Soldaten im Felde mitzuteilen hatte, eine außerordentlich wertvolle Bereicherung jener Literatur, die die Zeit geschaffen hat, die aber genug Kraft und Stärke besitzt, weit über die Zeit, in der sie entstanden ist, hinauszuleben. Die Absicht des Verfassers, nicht nur zu belehren, sondern auch zu erbauen, Vorurteile zu zerstören, um an ihre Stelle das richtige Gefühl zu setzen und schließlich alle jenen, die in Lob wie Tadel von oberflächlicher Raschheit sind, zu gerechtem Urtheil und Urteilen zu belehren, erscheint vollends geglückt.

Während unsere und die Truppen unserer Verbündeten in unaufhaltsamen Märschen in der Richtung gegen die Grenze Griechenlands vordringen, während sie tagtäglich in Serbien und Montenegro kleinere Teilsiege erringen, fand im Großen Hauptquartier der Franzosen ein neuer Kriegsrat statt, an dem unter dem Vorsitz Joffres, für Rußland Vizegeneralissimus General Schilinsky; für England der Vertreter des britischen Großen Generalstabes General Murray und der Oberbefehlshaber der englischen Armeen in Frankreich, Marshall French; für Italien Vizegeneralissimus General Porro; für Belgien der Chef des belgischen Generalstabes, für Serbien Oberst Stefanowitsch, endlich auch ein Vertreter der japanischen Armee teilnahmen. Einzelheiten über das Ergebnis dieses Kriegsrates sind natürlich nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, doch läßt sich in Anbetracht der allgemeinen Lage der Ententeoperationen annehmen, daß die geführten Verhandlungen kaum im Zeichen der Einmütigkeit und Solidarität gestanden haben mögen.

Was die vielbesprochene Stellungnahme Griechenlands zum Weltkrieg anbetrifft, so erscheinen die Äußerungen König Konstantins einem Vertreter der „Times“ gegenüber von höchstem Interesse. Der König gab eine Erklärung über seine persönliche Haltung ab. Er fühlte sich sehr betroffen über die Angriffe und Verdächtigungen von Vierverbandsseite. In England habe er sich, so sagte der König, immer wohler gefühlt als in irgend einem andern fremden Lande, aber England scheine zu vergessen, daß er König von Griechenland sei und Pflicht und Verantwortung habe. Griechenlands Interesse erheische unbedingt Neutralität. Belgiens trauriger Zustand stände ihm stets vor Augen. Griechenland erhole sich gerade von den Wunden zweier Kriege. König Konstantin betonte, er wolle um jeden Preis verhindern, daß Griechenland in den Kampf verwickelt wird, es sei denn, daß die Existenz des Landes bedroht oder der Sieg unbedingt sicher sei. Solche reichen Früchte würden die Opfer lohnen.

Der König habe immer versichert, daß Griechenland keine Pläne gegen den Vierverband hege; es sei beleidigend, anzudeuten, daß Griechenland und sein König Verrat begehen könnten. Der König sagte, er sei persönlich immer

in einer Art behandelt worden, die ihm sehr leid getan habe. In Griechenland bestände eine Partei, die stets nach Intervention schrie, die die Lage nie begriffen und die Gefahren nie eingesehen habe, die eine Intervention, zum Beispiel bei Angriff auf die Dardanellen, mit sich gebracht hätte.

Das Spiel hätte glücklich oder anders verlaufen können. Griechenland kann solche Gefahren nicht riskieren, zudem war die Balkanpolitik der Verbündeten nie sehr deutlich umschrieben. Gesezt, Griechenland hätte sich den Verbündeten angeschlossen, und der Vierverband hätte später weniger kräftig auftreten oder sich zurückziehen wollen, was wäre dann die Lage Griechenlands gewesen? Ein zweites Belgien, der Gnade der Feinde ausgeliefert. Unter diesen Umständen könne Griechenlands Weigerung, sich den Verbündeten anzuschließen, keine unfreundliche Tat genannt werden. — Griechenland habe Eisenbahnen und Telegraphenlinien den Verbündeten freundschaftlich überlassen, es habe dadurch eigentlich seine Neutralität schon aufgegeben und sich ähnlichen Forderungen der Zentralmächte und Bulgariens ausgesetzt.

Unzweifelhaft hätten alle Parteien Fehler begangen. War das Vertrauen der Verbündeten auf Griechenland gerechtfertigt, so wäre es besser gewesen, noch mehr Vertrauen zu bekunden, in ein Griechenland, welches das Opfer der mißglückten Politik anderer geworden ist. Der König legt dann den serbisch-griechischen Vertrag aus, der nur für einen Balkankrieg Bedeutung hatte, und für den Fall, daß beide Länder durch Bulgarien allein



König Peter auf der Flucht.

Der König von Serbien im Gespräche mit seinem Ministerpräsidenten Pašitsch.

angegriffen würden. Heute hätte Griechenland Serbien nicht helfen können. Das einzige Ergebnis wäre gewesen, daß zwei Länder statt eines verwüstet worden wären. —

Über die Frage des Friedenschlusses hat sich Ministerpräsident Tisza im ungarischen Abgeordnetenhaus in bemerkenswerter Weise geäußert. Er sagte u. a.: „Wann der Friede zustande kommt, hängt ausschließlich von unseren Feinden ab. Je später die Feinde zu der Überzeugung kommen, daß ein weiteres Kriegsführen nur ein zweckloses, verbrecherisches Blutvergießen ist, je größere Siege wir ernten, bis diese Überzeugung eintritt, je größer die Opfer sein werden, die der Krieg uns auferlegt, um so schwerer werden natürlich für unsere Feinde die Friedensbedingungen sein.“

# DIE GLOCKE VON ZIRLER

LEO  
HELLER

Es hat keinen Tiroler gereut noch gekränkt:  
Sie haben die Glocke dem Kaiser geschenkt:  
„Wir Zirler schenken die Glocke Dir,  
Herr Kaiser, gieß eine Kanone aus ihr.  
Sie soll fein groß und gerichtet sein,  
Schnurgrad und mitten ins Welsche hinein!“

Stand bald in Deckung ein neues Stück,  
Gab donnernde Antwort den Frägern zurück.  
Das ballerte tief ins Welschenland,  
Als hätte es nie was andres gekannt,  
Als hätte es nie mit sanftem Klang  
Die Zirler gerufen zum Kirchengang.

Im Zirler Turm ist es öde und leer,  
Kein Mittagläuten, kein Ave mehr.  
Und fragt man die Zirler, ob sie das verdrießt,  
So sagen sie nur: „Die Glocke schießt.  
So will's der liebe Gott von Tirol  
Und was der mag, ist uns recht und wohl!“



## Die Fahne.

Von Paul Schöler.

„Höre mal,“ sagte ich zu meiner Frau, „wir sollten uns doch eine Fahne anschaffen.“

Denn wenn ich sah, wie die anderen alle flaggten und nur die eigenen Fenster ungeschmückt blieben, dann schämte ich mich ihrer Blöße. Auch wünschte ich keine Ausnahme zu machen und den Anschein einer unpatriotischen Gesinnung zu vermeiden. Eine Stange hatten wir noch von früher her; nur ein Fahnentuch war nicht vorhanden, und so nahm denn meine Frau auf sich, solches zu besorgen.

Sie hatte bald etwas Passendes gefunden. Wie sie mir strahlend versicherte, war es ein „Gelegenheitskauf“. Für Gelegenheitskäufe hat sie immer eine Schwäche gehabt. Und es ist ja auch, zumal in Kriegzeiten, nicht zu verachten, wenn man einen Gegenstand unter seinem gewöhnlichen Preise bekommt. Im vorliegenden Fall war die Konjunktur eine besonders günstige. Das ganze Tuch kostete insgesamt eine Mark und fünf Pfennig, und zwar hatte man ihr diesen fabelhaften Preis, wie sie mir triumphierend erzählte, nur um deswillen eingeräumt, weil es sich gerade noch um einen „Nest“ handelte.

Ich gratulierte ihr zu der billigen Akquisition. Freilich stellte es sich bei einer näheren Betrachtung heraus, daß besagter „Nest“ meinen Erwartungen nicht ganz entsprach. Das Tuch war nämlich ebenso breit wie lang, und ich stellte mir vor, daß es, wenn es nun entfaltet war und flattern sollte, nicht besonders stattlich aussehen würde.

„Damit werden wir nicht viel Staat machen“, meinte ich besorgt.

Aber meine Frau tröstete mich mit der Bemerkung, daß eben „ein Nest ein Nest“ ist, und ich sollte sie nur machen lassen.

Nun, das tat ich auch, und so machte ich mich denn daran, das reitierende Fahnentuch an die Stange zu befestigen. Nach dem Sieg über die Russen bei Lodz sollte es seine Weihe empfangen. Wir steckten es also zum Fenster heraus und ließen das Wahrzeichen unserer Freude lustig im Winde flattern. Es hatte noch nicht lange geflattert, als mich Stimmengewirr, das von der Straße

heraufstunte, aus Fenster rief. Da konnte ich mich denn von dem Eindruck unserer Fahne überzeugen. Er übertraf alle meine Erwartungen.

Unten standen dicht gedrängt die Leute und sahen zu unserem Fenster herauf. Dabei machten sie allerhand Zeichen und riefen uns Worte zu, die wir nicht verstehen konnten. Aber wir waren nicht wenig stolz auf das „Nest“. Das wir erregten, wenngleich ich nicht begriff, wieso sich die Menge gerade vor unserer Fahne staute, da die Nachbarn doch gleichfalls geflaggt hatten. Die Menschenansammlung wurde immer größer, und schließlich traten zwei Schutzleute in Aktion, um den ihnen unerwünschten Auslauf zu zerstreuen.

Ich wurde aus der Sache nicht klug und zog mich zunächst einmal vom Fenster zurück, um mit meiner Frau Kriegsrat zu halten. Da klingelte es draußen, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erschien einer der beiden Schutzleute im Zimmer, der höflich, aber bestimmt die Aufforderung an uns richtete, die Fahne aus dem Fenster zu entfernen, da er sonst für nichts einzutreten könnte.

„Meine Fahne?“ sagte ich bestürzt. „Ja, aber was hat Ihnen denn meine Fahne getan?“

„Sie stimmt nicht,“ belehrte mich der Mann der Ordnung: „Erstens ist es überhaupt keine richtige Fahne, weil die Maße falsch sind, und zweitens ist alles an ihr verkehrt: das Schwarze hat oben zu sein, und das Rote unten; aber bei Ihrer ist das Schwarze an der Stange und das Rote außen an der Seite. Was das für eine Fahne sein soll, weiß ich nicht. Aber eine deutsche Fahne ist es nicht.“

„Siehst Du?“ sagte ich vorwurfsvoll zu meiner Frau, „das kommt davon, wenn man Nestler kauft. Es kann das größte Unglück geben. Die Menge ist schon ganz aufgeregte. Wahrscheinlich hält man die Fahne in der Aufmachung, die Du ihr gegeben hast, für das Abzeichen einer der

mit uns im Kriege befindlichen Mächte. Jedenfalls wollen wir sie entfernen, ehe es zu spät ist.“

Der Schutzmann wartete ab, bis wir die Flagge gestrichen hatten. Dann verschwand er. Die aufgeregte Menge zerstreute sich langsam. Wir waren gerettet. Das aber weiß ich: wenn wir wieder einmal einen großen Sieg haben werden, dann flagge ich nicht mit einem „Nest“, sondern mit einer richtigen Fahne.



Ein Stündlein, eh ich melde  
Mich bei der Kompagnie,  
Gedenk ich Dein im Felde,  
Blondlockige Marie.

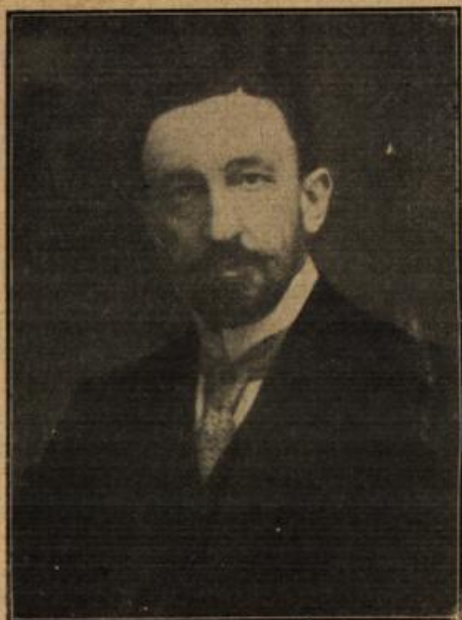
Du tanztest um die Linde  
Im schönsten Ringelreihn.  
Dein Haar flog leicht im Winde,  
Floß hin wie Sonnenschein.

Du wandlt die Lieblingsblume  
Mir um den Degenknäuf,  
Ich hob zu Deinem Ruhme  
Sie im Cornister auf.

O seliges Erinnern;  
Blüh auch der Klüte Zier:  
Dein Bild in meinem Innern  
Glüht immer bunter mir.

Und wenn von Gott beschieden  
Mir eine Kugel ist,  
Ich weiß, daß Du hienieden  
Mich nimmermehr vergißt!





Professor J. von Brudzinski,  
der von den deutschen Behörden zum Rektor  
der Universität Warschau ernannt wurde.



Deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarische Verbrüderung in Serbien.  
Kameradschaftlicher Spaziergang von Angehörigen der verbündeten Armeen in einer  
serbischen Ortschaft. Man sieht den Herren „Vertretern“ die gute Laune am Gesicht  
ab. Die deutschen und bulgarischen  
Infanteristen und der k. u. k. Dragoner  
lustwandeln in den Gefilden Serbiens so  
sicher und vergnügt, als ob sie sich auf  
dem Bummel durch die Straßen einer  
ihrer Heimatsstädte befänden.



Zur Offensive gegen Montenegro. König Nikita beobachtet feindliche Stellungen.



Englische Kastentragen zum Transport von Verwundeten auf Lazarettsschiffe.



Der Eiserne Wehrmann im Gräbiger  
Gefangenenerlager bei Salzburg.

Auch in Österreich-Ungarn hat man  
vollständige Säulen und Denkmäler er-  
richtet, um die Wohltätigkeit durch  
Nagelung derselben anzuweisen. Sogar in  
einem Gefangenenerlager in der Nähe von  
Salzburg ist ein Eiserner österreich-  
ungarischer Wehrmann errichtet worden.